

Avenarius, Philosoph in Zürich

Autor(en): **Blei, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1930)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760116>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Avenarius, Philosoph in Zürich

von Franz Blei

Die folgenden Seiten entstammen einem bei Paul List Verlag, Leipzig erscheinenden Band *Erinnerungen* von Franz Blei. Der Autor hat um 1890 in Zürich studiert. Seiner Freundlichkeit verdanken wir das Recht, einige Seiten unsern Lesern vorlegen zu dürfen.
Die Red.

Deutlicher als es in der Heimatstadt (Wien) sein konnte, markierten sich in dieser fremden und auch fremdartigen Stadt dem Studenten die Konturen von Zweck und Sinn seines Aufenthaltes, verbildlichten sich ihm in dem etwas über der Stadt hängenden weiten und hohen Semperschen Bauwerk, das Universität und Technische Hochschule in Einem beherbergte. Um zu lernen war er hierhergekommen, um anzufangen. Er trat in die wie frisch geharkte Arena mit einiger Skepsis nur gegen das, was er zu wissen oder gelernt zu haben glaubte, aber ohne solche Skepsis gegen das, was er hier zu lernen hoffte, wo sich ihm deutlicher als je zuvor eine universitas literarum impostierte, Lehrer, Schüler, ein lateinisches Viertel, dies zusammen als das Zentrum, um das herum Landschaft und Stadt lagen als eine bloße Staffage. Wenn auch nicht mehr im Stande der Unschuld, der ihn dazu berechtigt hätte, zog er doch wie ein Erstkommunikant der Wissenschaft das weiße Kleid mit dem an der richtigen Stelle eingestickten Zeichen des Zweifels an, dem Abzeichen des obstinaten Versuches, aus dem selbstsichern, vagen und sich selbst widersprechenden Wissen des alltäglichen *commonsense* zum wahren Wissen zu kommen. Dieser junge Adept war ein Enttäuschter von allen Philosophien, aber nicht vom Philosophieren. Wohl skeptisch, aber nicht in der verdrossenen Art, die sich im Skeptizismus zufrieden gibt. Schon darauf aus, seinem Wissen einen größtmöglichen Umfang zu geben und solches in den Wissenschaften suchend, aber doch sich bewußt, daß zunehmende Kenntnis wissenschaftlicher Fakten nicht schon einen bessern Philosophen bedeutet. Denn der hat es ja nicht mit den originalen Fakten zu tun, welche die Wissenschaften mit Hilfe von Gesetzen in Bündel zusammenbringen, sondern eben mit diesen Gesetzen selber, und so ist seine kritische Haltung keine andere als die des Wissenschaftlichen. Erst Jahrzehnte

später und als das Interesse an den Menschen nichts sonst mehr war als so was wie höfliche Neugierde, mehr oder weniger komischen Tieren zuzuschauen, sollte er ein intellektuelles Vergnügen an den reizenden Bösartigkeiten der Theologien finden. Jetzt aber und in dieser Stunde des Aufbruches in das Wissen warf der erste Schritt, den er tat, alle diese theologisierenden Kartenhäuser der philosophischen Systeme um, denn sie bewegten sich nicht von der Stelle mit ihrem wissenschaftlich ganz sinnlosen Anspruch der Endgültigkeit ihrer Behauptungen, welchen Anspruch sie ganz wie Theologien aus dem Himmel und auf den Himmel bezogen. Er war sich nicht klar darüber, ob gewisse traditionelle Probleme der Philosophie ihr wirklich zugehören, wohl aber darüber, daß sie wissenschaftlich nicht traktiert werden können, weil sie unser Erkenntnisvermögen transzendieren. Aber von andern Problemen schien es ihm durchaus möglich, die Richtung, wo ihre Lösung liegen konnte, zu suchen, selbst dann, wenn diese Lösung im Augenblick nicht möglich war und die finalistischen Systembauer das Problem rasch in ein theologisches Dogma verhakten. Der junge Mensch, der nichts wußte und mit Leidenschaft wissen wollte, war nicht einmal mehr vom formal-ästhetischen Vergnügen dieser Systeme einzufangen, weil es ihm bei der in sich verfälschten Sache ganz gleichgültig war, ob an sie das meisterhafte Deutsch Kants oder das gefällig journalistische Schopenhauers gesetzt würde. So und so waren ihm das Häuser, wo die Fenster nach innen, die Türen nach außen gingen, der Keller auf dem Dach und das Dach im Erdgeschoß lag und die Treppen nirgends sonstwo hinführten als zu sich selber. Das war Inzucht und Unzucht eines Konvenüs, das Rätsel zu lösen vorgab, die nichts als Kreuzworträtsel waren.

So im Negativen war der junge Mensch, der wissen wollte, vortrefflich auf den Lehrer vorbereitet, den er in keinem andern besser als in Richard Avenarius finden konnte und in dessen philosophischer Grundhaltung: sich klar zu sein, daß wir nicht so viel wissen als wir denken, daß wir wissen. Und vor allem nicht das dem Descartes evidente «ich denke». Mit dem «ich» macht sich nur ein philosophierender Herr ein fatales Kompliment, denn dieses «ich» scheint nur eine Reihe von Vorgängen zu sein, deren jeder einzelne sicherer ist als das Ganze, und das «denken» deckt als ein Wort komplizierte Beziehungen zwischen den Vorgängen. Nie festzustellen ist, wann ein solcher Vorgang ein «Gedanke» ist. Der philosophierende Mensch erschreck mit Descartes' Wissenstheorie der kritischen Untersuchung der Voraussetzungen

vor den allzu materialistischen Effekten, denn gewisse Data gegeben waren ja die Bewegungen der Materie mathematisch berechenbar, also auch unsere körperlichen Akte. Davor sollte der Wille helfen, der von sich aus die Richtung der Bewegung leiten könnte oder doch physikalische Effekte beeinflussen. So waren wieder die zwei von Gott geschaffenen Substanzen, Geist und Materie, da und das Wesen jenes der Gedanke, das Wesen dieses die Ausdehnung. Jedes ohne Einfluß auf das andere seinen eigenen Gesetzen folgend. Es gab einen mysteriösen Parallelismus, den der im Metaphysischen nicht besonders starke Spinoza nicht damit auflösen konnte, daß er nur eine Substanz mit zwei verschiedenen Attributen, Gedanke und Ausdehnung, behauptete. Auch sein Determinismus löste das nicht. Wenn alles was wir aussagen von physischen Ursachen bestimmt ist, sind wir mit unseren Gedanken nur dann frei, wenn wir Lügen aussagen; und wenn wir nicht das was wir denken aussagen, so kann auf unsere Gedanken auch schon vom Physikalischen her geschlossen werden. Avenarius, dessen Habilitationsschrift sich mit Spinoza beschäftigte, suchte dieser Konsequenz damit zu entgehen, daß er in der Kausalität nicht ein Zwanghaftes, also Metaphysisches sah, sondern nichts als ein Gesetz der Folge: wenn a gesetzt ist, so ist b mitgesetzt. Laufen « physische » und « mentale » Geschehnisse parallel, so kann nicht von kausaler Unabhängigkeit von einander gesprochen werden, wohl aber, daß jedes das andere « causieren » kann. Als Avenarius auftrat, begann kaum noch jener Prozeß, der die Physik weit weniger deterministisch machte als sie es zweihundert Jahre lang gewesen war. Aber er ahnte, daß es richtiger sei, sich mit einem statistischen Mittel zu behelfen. Er suchte dafür in einer höchst differenzierten Terminologie den Ausdruck, was ihn schwieriger erscheinen ließ als er war. Er wußte, daß Sprache und Grammatik philosophisch in die Irre führen zu leeren Konzeptionen, und sein Gesicht zeigte schmerzliche Kontraktionen, wenn einer seiner jungen Schüler, eitel auf solchen Wortbesitz, die höchst genau und vorsichtig geführte Unterhaltung mit solchen Wortgebilden unterbrach wie Substanz, Ding, Person, intelligibler Charakter und so ähnlichen Überkommenheiten, imaginiertes Wasser für imaginierte Mühlen. Solchen Selbstgefälligen gegenüber riskierte er es lieber, für gar keinen Philosophen zu gelten, als daß er ihnen den Gefallen tat, sich anzustrengen, bei diesen Worten sich etwas zu denken und eine Klopffechterei aufzuführen, bestritten mit den Schulranzen. Das hieß nicht, daß er alles bisherige philosophische Denken gewissermaßen durchfallen ließ als

nichtig. Das wäre ja auch ganz gegen den Sinn seines wissenschaftlichen Philosophierens gewesen. Wenn ihm das Ding an sich in keiner Weise etwas bedeutete, so doch Kants Gedanken über den Raum. Und Leibnizens theologische Erwägungen, die ihn glauben ließen, er hätte sich in völliger Unabhängigkeit von allem andern Geschaffenen entwickelt und es blieben so seine Erfahrungen unänderbar auch dann, wenn alles um ihn zunichte würde, hinderten ihn nicht an der Reverenz für seine wissenschaftliche Feststellung, daß Raum und Zeit bloß aus Relationen bestünden. Aber die jungen Welträtsellöser aus Vokabeln, die sich in die Freitagsgesellschaft dieses methodischen Meisters begaben, in der gläubigen Annahme, hier eine Pumpstelle zu finden, kamen und gingen bald wieder, enttäuscht, daß sie in ihre leeren Atrappen keine Luft geblasen bekamen, die den Geruch ihres eigenen Atems trug. Es waren meist so Ethiker wie der junge Herr Holzapfel, des Verlegers Diederichs späterer Hausphilosoph in der Gefühlssphäre aller Grade, die sich in dieser einfach-klaren Luft unwohl fühlten und vor dem « Mechanistischen » dieses Denkers befürchteten, daß er ihnen das zart-stolze Gebilde ihrer philosophischen Emotion zum Absterben bringe. Es gibt einen philosophierenden Typus Mensch, der in der großen Bedeutung, die er sich gibt, zu kurz zu kommen fürchtet in einem wissenschaftlichen Pluralismus. Sie werden, die Logik ein bißchen mystisch verfälschend, als Monisten sehr ambitiöse Metaphysiken aufstellen und darin ihre Bedeutung gesichert glauben.

Die Avenarius waren mit jenem Schauspieler, Dichter und Maler Geyer verwandt, der die verwitwete Mutter Richard Wagners zu einer Zeit heiratete, da dieser noch nicht geboren war. Ein gut gemaltes Selbstporträt dieses mit achtundzwanzig Jahren verstorbenen Geyer, der auffallend Wagner'sche Züge hatte, hing in dem kleinen Sälchen in Avenarius' Hause, wo sich die kleine Schar jener seiner Schüler, die mehr von ihrem Lehrer haben wollten als ein Kolleg, zweimal in der Woche des Abends versammelte um einen langen Tisch, in dessen Mitte immer unberührt ein Tellerchen mit Cakes und eine Flasche Rotwein mit zwei Gläsern standen. So unberührt da standen wie die weißblonde Frau des Lehrers, eine geborne Semper aus Hamburg, unbeweglich und wortlos am Tische im Kreise dieser jungen Leute saß mit einem etwas eingefrorenen kleinen Lächeln und dem Blick über die weitvorstehende Kante eines Korsettes weg auf jenen Kuchenteller gerichtet, über den im Laufe dreier hier erlebter Jahre nur ein einziges Mal das Verhängnis kam, geleert zu werden – worüber alles

erstarrte. Als ob sich einer über die Schaubrote des Tempels hungrig hergemacht hätte. Es war der immer und bis ins Abnorme eßlustige Anarchist Gumplovicz, des Grazer Soziologen Sohn, der ohne was er gerade sagte zu unterbrechen aufstand, um den Tisch ging und sich den Teller vor seinen Platz holte und leerte, wobei er immer weiter redete. Auch mit dem Trinken passierte einmal etwas ganz Ungewöhnliches, bei einem der Abendessen, die es jeden Monat bei Avenarius gab. Als vor die Gäste die Schale mit dem Glase Spühlwasser hingestellt war, erhob sich ein junger Student aus der Innerschweiz, ergriff das Glas mit dem Mundwasser, ließ die Hausfrau leben und trank es aus. Auch hier sorgte die äußerste Korrektheit der hellblonden unbeweglichen Hausfrau dafür, daß man nicht einmal lächelte, sondern nur wie beim Kuchenteller höchst betreten war. Wovon Avenarius nicht die Spur besaß, das produzierte seine übrigens vortreffliche Frau über alle Maße: professorale Würde bis zum Grade nahe am Gefrierpunkt. Dazu schien sie als Hamburger Patriziertochter schon vorverpflichtet. Es war immer bedeutend wärmer, wenn man mit dem lebhaften und zu einem graziösen Mutwillen geneigten Mann allein war, dem auf dem für ihn toten Punkt dieser Universität an nichts als an echten Schülern lag, so sehr, daß er auch die unechten zuließ, jene Monisten und Ethiker in den Windeln. Denn wie die Dinge lagen, war dieses hier die Endstation seiner Hochschulkarriere, da auf den Universitäten des Reiches jede Stelle mit einem Wundtschüler besetzt war oder wurde. Da hatte er, der bedeutendste Gegner der «experimentellen Psychologie», nichts zu hoffen. Nichts als die Schüler. Er zitterte für jeden und übertrieb sich jeden von ihnen. Er wußte, daß sein Vortrag stockend, fast stotternd war und daß er selber den Führer durch die etwas stachelig eingesäumten Pfade seiner Schriften machen mußte. So lud er zu sich, herzlich, aufmerksam und durchaus wie einer, der auch lernen will. Und aus einer Teilnahme, die über das Sachliche eines solchen Verhältnisses hinausging, hatte man das Gefühl wie von einer Freundschaft, einer ein bißchen gefährlichen Freundschaft, die schmerzliche Vorwürfe machen konnte. Der vereinsamte und zu frühem Tode bestimmte Mann, den keinerlei Eitelkeit trösten konnte, brauchte diese kleine Welt der Schüler, von denen er als der Vater dieser seiner geistigen Kinder erwartete, daß sie ihm zur Anerkennung seiner königlichen Geburt verhelfen würden, ein jeder dieser Schüler ein Gelehrter in seinem Fache und den Begriff einer wissenschaftlichen Philosophie erfüllend, deren Grundzüge und nur diese der Lehrer

aufgestellt hatte. Er empfand es wie Desertion, als Carl Hauptmann seine Untersuchungen über die Metaphysik in der modernen Physiologie einen Torso sein ließ und sich ins Dichten begab. Und daß ein anderer Schüler, der Dozent Rudolf Willy, über die biologischen Stränge schlug. Und als ihm der junge Wiener eines Tages ein Drama brachte, ging das linke Augenbrau ängstlich in die Höhe darüber, daß hier wieder einer der jungen Freunde und künftigen Kindsväter der Faszination einer andern Welt erliege als der denkerisch-abstrakten. Und gerade das Okkasionelle, mit dem man diese Arbeit entschuldigen wollte, erschien ihm als das Schlimmste. Es gut zu machen, gab man mit recht schlechtem Gewissen der Voreingenommenheit des Lehrers nach, die einem mehr zutraute als man konnte, und sah sich mit dreiundzwanzig Jahren als Mitarbeiter an des Lehrers *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie*, kritisierte etwa Meinongs Wertlehre, indem man dagegen eine empiriokritische setzte, unverständlich für jeden, der mit der *Kritik der reinen Erfahrung* nicht vertraut war. Mit etwas weniger schlechtem Gewissen stach man Plechanof ab, was ja auch ein bedeutend leichteres Unternehmen war. Aber die Stiche dieser genauen Schulfechter trafen wohl auch ein bißchen diese vortreffliche, fünfzehn Jahre zuvor von Mach und Häring gegründete Vierteljahrsschrift, die, als der Lehrer im Sterben lag, an zwei junge Leute kam, deren einer nichts als ein Student, deren anderer nichts als ein braver Mann war, der ein Resumé von Avenarius' Hauptwerk verfaßt hatte. Unter deren Händen entschlief sie bald nach Avenarius' Tod.

Als die zweifelhafte Personage, die hier dem Leser als der Held dieser Schrift ausgedet wird, in den Lichtkegel dieses Geistes trat, erfuhr sie erlösend die Auflösung falscher Konsistenzen, wie eine solche auch die Annahme der Philosophie als einer was ihren Inhalt betrifft unabhängigen Disziplin ist. Nicht ein System, das ja eben nur wieder ein System gewesen wäre, sondern ein Prinzip machte ihm deutlich, daß es so etwas wie eine spezielle Quelle der Weisheit nicht gebe, welche die Philosophie speise und nichts als sie und daß es philosophische Resultate gebe, die von den Resultaten der Wissenschaft radikal verschieden seien. Sie ist kritischer, das ist alles. Und sie ist es nicht von außerhalb der Wissenschaft her, sondern von innen her. Sie sucht das immer vorhandene Risiko des Fehlers zu vermindern und auf ein praktisch Gleichgültiges zu bringen. Wer mehr versucht, springt aus, denkt nicht mehr, sondern glaubt. Man behielt, daß die Patina nicht zu den Zierden des Denkens gehöre.